

# APuZ

Aus Politik und Zeitgeschichte

34/2007 · 20. August 2007



## Entgrenzung von Arbeit und Leben

*Kerstin Jürgens · G. Günter Voß*

Gesellschaftliche Arbeitsteilung als Leistung der Person

*Michaela Schier · Karin Jurczyk*

„Familie als Herstellungsleistung“ in Zeiten der Entgrenzung

*Christina Klenner*

Familienfreundliche Betriebe – Anspruch und Wirklichkeit

*Ruth Stock-Homburg · Eva-Maria Bauer*

Work-Life-Balance im Topmanagement

*Karlheinz A. Geißler*

Der Angriff auf Raum und Zeit

Kerstin Jürgens · G. Günter Voß

# Gesellschaftliche Arbeitsteilung als Leistung der Person

Westdeutschland war in den vergangenen Jahrzehnten von einem sehr erfolgreichen Wirtschafts- und Gesellschaftsmodell („Modell Deutschland“) geprägt. Innovative Produkte, rentable Unternehmen, sozialpartnerschaftliche Arbeitsbeziehungen und ein florierender Massenkonsum, aber auch ein renommiertes Bildungs- und Ausbildungssystem sowie ein Sozial- und Wohlfahrtsstaat, der die Menschen in Krisensituationen zuverlässig absicherte, waren das Ergebnis. Der Wirtschaft brachte dies erhebliche Produktivitätssteigerungen und Gewinnmargen, für die Mehrheit der Berufstätigen ergaben sich nachhaltige Verbesserungen der Arbeitsbedingungen und Konsummöglichkeiten sowie kollektive Zeitmuster („Feierabend“, „Wochenende“), die Raum für ausreichend Regeneration und ein vielfältiges Freizeit- und Sozialleben boten.

## Kerstin Jürgens

PD Dr. phil., geb. 1970; seit 2006 Vertretungsprofessorin für Soziologie an der Leibniz Universität Hannover, Institut für Soziologie und Sozialpsychologie, Schneiderberg 50, 30167 Hannover. k.juergens@ish.uni-hannover.de www.kerstin-juergens.de

## G. Günter Voß

Dr. rer. pol., geb. 1950; seit 1994 Professor für Industrie- und Techniksoziologie an der Technischen Universität Chemnitz, Institut für Soziologie, Reichenhainerstr. 41/III, 09126 Chemnitz. guenter.voss@phil.tu-chemnitz.de www.tu-chemnitz.de/phil/soziologie/voss/

So erfolgreich dieses Modell anmutet, stets waren auch vielfältige soziale Asymmetrien mit ihm verbunden wie etwa eine Dominanz der Arbeitszeit über die Freizeit und der Erwerbstätigkeit über unbezahlte Eigenarbeit,

Haus- und Familienarbeit sowie andere Tätigkeiten. Damit einher gingen folgenreiche soziale Ungleichheitslagen, die sich aus dem Grad und der Qualität der Einbindung der Menschen in die jeweiligen Lebens- und Arbeitsbereiche ergaben.

Gegenwärtig mehren sich die Anzeichen dafür, dass die Differenzierung der beiden Sozialsphären „Arbeit“ und „Leben“, welche die „fordistische“ Arbeits- und Lebensweise<sup>1</sup> in unserer Gesellschaft über Jahrzehnte hinweg prägte, an Einfluss auf individuelles Handeln einbüßt. Wir wollen im Folgenden zunächst skizzieren, wodurch das Verhältnis der Bereiche „Arbeit“ und „Leben“ in der Phase des Fordismus gekennzeichnet war, um anschließend auf aktuelle Grenzverschiebungen hinzuweisen. Zwar lösen sich die Unterschiede zwischen Erwerbsarbeit und Privatleben nicht auf, aber die strikte Trennung und hohe kollektive Regulierung von „Arbeit und Leben“ gerät unter Druck. Ungleichheiten bestehen dabei nicht nur fort, sondern es kommt auch zu neuen Polarisierungen, weil Menschen unterschiedliche Ressourcen zur Verfügung stehen, um die sich ändernden Anforderungen zu bewältigen.

## Die Trennung von „Arbeit und Leben“ im Fordismus

War die vorindustrielle Zeit durch eine für die meisten Menschen weitgehende Vermischung verschiedener Aktivitäten gekennzeichnet, so bildete sich mit der Durchsetzung des Industriekapitalismus eine folgenreiche *strukturelle Separierung* von Tätigkeitsformen in der Gesellschaft heraus: Große Teile der Arbeit verlagerten sich von der gemeinsamen Produktions- und Reproduktionsstätte des „ganzen Hauses“ in separierte Orte wie Manufakturen, Fabriken und Büros. Dort wurden unter organisatorisch-technischer Steuerung spezialisierte Tätigkeiten verrichtet, die einen

<sup>1</sup> Sozialwissenschaftlich werden oft zwei historische Phasen der industriellen Gesellschaft unterschieden: eine nach Henry Ford benannte „fordistische“ Phase in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, die sich durch Massenproduktion und -konsum sowie starke staatliche Sozialsysteme auszeichnete; und eine „post-fordistische“ Phase, in der gegenwärtig die bislang prägenden Strukturen von Arbeit, Sozialpolitik und Privatleben „dereguliert“ und „flexibilisiert“ werden (vgl. u. a. Joachim Hirsch/Roland Roth, Das neue Gesicht des Kapitalismus, Hamburg 1986).

Gelderwerb ermöglichten. Dieser entwickelte sich zur Grundlage der Existenzsicherung, wodurch die Erwerbsarbeit eine Sonderstellung gegenüber allen anderen Tätigkeitsformen erhielt.

Diese Differenzierung und Hierarchisierung entwickelte sich im 20. Jahrhundert weiter. Das für diese Zeit typische fordistische Modell der Gesellschaft war von einer sozial- und arbeitspolitisch regulierten *Arbeitsteilung zwischen zwei Sphären* geprägt – der „Arbeit“ (Erwerbsarbeit) und dem „Leben“ (alle anderen Tätigkeiten).<sup>12</sup> Die mit der Industrialisierung breitflächig durchgesetzte und in der Nachkriegszeit staatlicherseits stabilisierte Trennung von „Arbeit und Leben“ prägt den Alltag der meisten Menschen bis heute tiefgreifend: In der Sphäre der erwerbsbezogenen und formell geregelten „Arbeit“ („Produktion“) stellen abhängig Beschäftigte in hierarchischen Organisationen vermarktete Güter und Dienstleistungen her und sichern über bezahlte Erwerbsarbeit ihre Existenz. In der Sphäre des privaten und eher informellen „Lebens“ („Reproduktion“) erholen sie sich von den Beanspruchungen; sie „re-produzieren“ ihre Arbeitskraft, indem sie Kinder großziehen, Alte und Kranke versorgen und ihre von erwerbsbezogenen Verpflichtungen „freie“ Zeit zum Beispiel für soziale Kontakte, individuelle Bedürfnisse oder ehrenamtliches Engagement nutzen.

Diese *sachliche* und *räumliche* Trennung von Tätigkeiten in der Gesellschaft führte – zusammen mit der Institutionalisierung von kollektiven, auf Arbeit bezogenen *zeitlichen* Mustern – nicht nur zu einer spezifischen Strukturierung der Lebensführung der betroffenen Erwerbstätigen, sondern strahlte auch auf die Ordnung der Gesellschaft insgesamt aus. Der private Haushalt und die dort verrichteten vielfältigen Arbeiten blieben zwar hochgradig funktional für die biologische und soziale Reproduktion des Arbeits-

<sup>12</sup> Die Unterschiede von Arbeitsbereichen in der Gesellschaft werden meist mit Begriffspaaren ausgedrückt: „Öffentlich-Privat“, „Arbeitszeit-Freizeit“, „Arbeit-Leben“ oder auch „Familie-Beruf“. Zu beachten ist, dass in beiden Lebensbereichen (aber in unterschiedlichen Formen) „gearbeitet“ und „gelebt“ wird. Um den ökonomischen Vermittlungszusammenhang der Bereiche zu betonen, beziehen wir uns vor allem auf die Unterscheidung „Produktion-Reproduktion“.

vermögens der Erwerbstätigen. Sie wurden jedoch als „privat“ deklariert und waren abhängig von einem in der Erwerbsarbeit erzielten Einkommen. Während es in anderen Staaten (etwa der DDR) eine Verstaatlichung von Teilen der Familienarbeit (Kinderkrippen und -horte) gab, blieb diese in der Bundesrepublik Deutschland weitgehend im Privathaushalt angesiedelt: Haus- und Familienarbeit wurden hauptverantwortlich von Frauen geleistet, die über den Familienlohn und die Sozialversicherung des Mannes zwar abgesichert, aber dadurch auch vom ihm abhängig waren.

Das westdeutsche Muster einer strikten Trennung von „Arbeit und Leben“ ging auf diese Weise mit der *ungleichen Aufteilung von gesellschaftlichen Aufgaben* einher; es schrieb fundamentale Ungleichheiten der *Geschlechter* fest: Männer wurden zum „Ernährer“ und Haushaltsvorstand deklariert, Frauen auf ihre Aufgaben als Hausfrauen und Mütter mit begrenzter staatlicher Unterstützung reduziert. Frauenbewegung und Bildungsexpansion lieferten zwar Impulse für eine steigende Erwerbsorientierung von Frauen, aber es blieb – im Vergleich zu anderen Ländern – bis heute bei einer „Teilzeit-Integration“ in den Arbeitsmarkt.<sup>13</sup> In der Folge ist der deutsche Arbeitsmarkt bis heute geschlechtlich segregiert: Frauen arbeiten vorwiegend in Branchen und befinden sich in Positionen mit schlechten Einkommens- und Aufstiegschancen und entsprechenden Nachteilen für die Alterssicherung. Das „Normalarbeitsverhältnis“, das existenzsichernde Entlohnung und sozialversicherungsrechtliche Absicherung ermöglicht, war und ist ein auf die „männliche“, erwerbsfixierte Lebensweise ausgerichtetes Beschäftigungsverhältnis.

Die *Auswirkungen* der Trennung der beiden sozialen Sphären betrafen jedoch nicht nur das Thema der „Vereinbarkeit“ bei Frauen. Die beschriebene Arbeitsteilung beeinflusste das Handeln und die Orientierungen *aller* Menschen in nahezu *jedem Bereich* der Gesellschaft. Dies lässt sich an den Dimensionen *Zeit* und *Raum* veranschaulichen.

<sup>13</sup> Zwar waren in der DDR Frauen stark in die Erwerbssphäre integriert und konnten sich auf eine gute Infrastruktur der öffentlichen Kinderbetreuung verlassen, aber auch hier war die verbleibende Haus- und Familienarbeit zu ihren Lasten verteilt.

Im Zuge der Industrialisierung bildete sich eine in Tarifverträgen und Gesetzen geregelte Struktur von *Arbeitszeiten* heraus, die auch auf andere Sphären ausstrahlte. Zwar gab es immer Berufsgruppen, deren Arbeitszeit in Lage und Dauer von den Standards abwich, aber dies waren Ausnahmen. Der Arbeitszeit stand prinzipiell eine eigenständige und faktisch ebenfalls regulierte Sphäre der so genannten *Freizeit* gegenüber. Dies war zwar keine von (etwa sozialen) Verpflichtungen „freie“ Zeitsphäre, aber doch ein Bereich, der sowohl die Erholung von der Erwerbsarbeit sicherte als auch Möglichkeiten des Konsums und der gesellschaftlichen Integration über nicht erwerbsförmige Aktivitäten gewährleistete. Durch die Regulierung der Arbeitszeiten hatten sich auch hinsichtlich der Lebensläufe standardisierte Muster etabliert: Für Frauen mit Kindern war die wiederholte Unterbrechung des Erwerbsverlaufs typisch, für Männer die erwerbslebenslange Vollzeitbeschäftigung bis zum „Ruhestand“. Große Teile vor allem der männlichen Bevölkerung konnten nach einer Ausbildung direkt in eine Vollerwerbstätigkeit im erlernten Beruf übertreten und meist über lange Zeiträume beim gleichen Arbeitgeber bleiben. Charakteristisch war eine hohe Bindung nicht nur an Betriebe, sondern auch an den erlernten Beruf mit vergleichsweise verlässlicher „Karriere“.

Auch in räumlicher Hinsicht dominierte das Prinzip der Trennung: Es gab einerseits *Orte*, an denen *erwerbsbezogen* in *betrieblichem Rahmen* gearbeitet wurde und andererseits vielfältige Räume, die anderen, *nicht explizit zweckrationalen* Tätigkeiten dienten. Auf der persönlichen Ebene fand dies in der Trennung eines konkreten Raums der Berufstätigkeit von einem engeren privaten Raum seinen Niederschlag, der fast nur noch der individuellen Rekreation, dem Konsum, den familialen Sozialbeziehungen und der Intimität diente. Auf raumstruktureller Ebene spiegelte sich dies wider in einer Trennung der speziell für Erwerbsarbeit ausgewiesenen Areale von Wohn- und Freizeitquartieren sowie Bereichen, die speziell dem Erwerb von Konsumgütern oder kommerzieller Vergnügung dienten („Einkaufszonen“, „Shopping-Malls“, „Freizeitparks“).

Über die Dimensionen Zeit und Raum waren im Fordismus *Grenzen* zwischen den Sphären identifizierbar, die sich – aus heutiger

Sicht – auch als rigide *Beschränkungen* des in den jeweiligen Bereichen Möglichen und ihres Austauschs interpretieren lassen: limitierende, zugleich aber genau dadurch auch *ermöglichende* und *schützende Strukturen*. Diese boten einen verlässlichen und somit entlastenden Rahmen für berufliches wie privates Handeln und hierauf bezogene alltägliche und biographische Entscheidungen.

Dieses Grundmuster der Verteilung von Tätigkeiten der Menschen auf zwei verschiedenartige und getrennte soziale Sphären erreichte einen solchen Grad kultureller „Normalität“, dass es als quasi „natürlich“ erschien oder immer noch erscheint. Es umfasste jedoch eine historische vergleichsweise „kurze“ Zeitspanne und existierte in anderen Ländern nicht in dieser Form. So markant und irreversibel diese Form gesellschaftlicher Arbeitsteilung sich bei uns bisher auch darstellte – es zeichnet sich ein grundlegender Wandel dieses gewohnten Verhältnisses von „Arbeit und Leben“ ab.

## „Arbeit“ und „Leben“ im Post-Fordismus

Die fordistische Trennung von „Arbeit und Leben“ gerät seit einigen Jahren durch Strukturwandlungen nicht nur in der Arbeitswelt, sondern durch Veränderungen in *beiden* sozialen Bereichen unter Druck.

In der *Erwerbssphäre* lassen sich bereits seit Ende der 1980er Jahre neue Formen der Arbeits- und Betriebsorganisation erkennen, die auf eine Abkehr von bisher vorherrschenden fordistisch-tayloristischen Prinzipien einer strikten Aufteilung und Fremdkontrolle von Arbeitsvorgängen und Betriebsabläufen hinweisen. Im Zuge der sprunghaft gestiegenen internationalen Konkurrenz in der Wirtschaft und einer daraus folgenden zunehmenden Marktorientierung von Unternehmen bis hinein in die unternehmensinternen Beziehungen („Vermarktlichung“) verlieren nicht nur nationalstaatliche Grenzen an Bedeutung, sondern es fallen auch Grenzen innerhalb nationaler Ökonomien, Grenzen zwischen Betrieb und Markt sowie Grenzen innerhalb der betrieblichen Arbeitsorganisation. Diese „*Entgrenzung von Arbeit*“ umfasst ein Nebeneinander von Neuem und Altem, das heißt ein Fortwirken bisheriger Organisati-

onsprinzipien bei gleichzeitiger Herausbildung verstärkt flexibler Formen der Arbeitsorganisation.<sup>14</sup>

Zentrales Kennzeichen neuer Arbeitsformen ist eine verstärkte *Selbstkontrolle der Beschäftigten*. Nicht mehr allein Vorgesetzte, sondern zunehmend auch die Arbeitenden selbst steuern die jeweiligen Arbeitsprozesse: Sie prüfen Arbeitsinhalte, planen Arbeitszeit, definieren den Arbeitsort oder entscheiden über notwendige Kooperationen. In Zielvereinbarungen werden lediglich zu erreichende Leistungen definiert – der hierfür erforderliche Arbeitsprozess muss eigenverantwortlich strukturiert werden. Damit scheinen sich alte Forderungen zur Humanisierung des Arbeitslebens einzulösen – zumindest auf den ersten Blick. Die neue Autonomie hat jedoch Grenzen und geht mit neuen Belastungen einher: Die Anforderungen werden komplexer, die Leistungspensen steigen und die Mitbestimmung über betriebliche Arbeitsabläufe bleibt meist eingeschränkt. Störungen innerhalb der Arbeitsprozesse, strukturelle Hindernisse oder unzureichende Qualifikationen sind dadurch nur noch bedingt Probleme des Betriebs. Verantwortlich sind nun die einzelnen Beschäftigten, die zur Lösung anstehender Probleme nicht nur ihre fachliche Qualifikation individuell weiterentwickeln sollen, sondern ihr gesamtes persönliches Potenzial einsetzen müssen („Subjektivierung von Arbeit“). Als besonders problematisch erweist sich in diesem Zusammenhang, dass sich die Beschäftigten dabei mehr als bisher mit den Unternehmenszielen identifizieren und die Marktlogik verinnerlichen müssen. Den Interessenkonflikt, in dem sie stehen, erkennen sie nur noch diffus; Erfahrungen des Scheiterns schreiben sie allein sich selbst zu.

Gleichzeitig zeichnen sich in der *Privatsphäre* Veränderungen ab, die das Verhältnis der Bereiche Arbeit und Leben neu konturieren. Vor allem die Lebensentwürfe und Einstellungen von Frauen zu Elternschaft und Erwerbstätigkeit haben sich grundlegend ge-

wandelt. Eine in den Nachkriegsjahrzehnten herrschende Familienorientierung wird abgelöst von einem *Nebeneinander von Beruf und Familie*; statt eines Phasenmodells dominiert Gleichzeitigkeit: Familienbedingte Ausstiege aus dem Erwerbsleben werden kürzer. Aufgrund mangelnder Infrastruktur in der Kinderbetreuung hat dies nicht nur erhebliche Doppelbelastungen erwerbstätiger Mütter zur Folge; es führt auch dazu, dass bisherige Muster der Arbeitsteilung in der Familie in Frage gestellt werden. Frauen leisten nach wie vor das Gros der privaten Sorgearbeit, doch geraten Männer zunehmend unter Druck, sich stärker zu beteiligen. Eine aktive Vaterrolle ist jedoch nicht nur dem Anpassungsdruck an eine gesteigerte Erwerbseinkommensbindung von Frauen geschuldet, sondern entspricht – zumindest für eine kleine Gruppe – auch veränderten männlichen Lebensentwürfen, die sich als beginnende Abkehr von der Ernährerrolle deuten lassen. Zudem haben sich die Erwartungen an Familienleben generell verändert: Die Entscheidung zur Elternschaft ist an Motive der Selbstverwirklichung gekoppelt, Partnerschaftsentwürfe zielen auf romantische Liebesideale – und gleichzeitig soll genügend Raum für „eigenes Leben“ bleiben.

Veränderungen zeigen sich zudem in den *Lebensläufen*: Die Ausbildungszeiten verlängern sich und die Berufseinstiege werden „prekärer“; gleichzeitig verlagern sich Eheschließung und Familiengründung auf einen späteren Zeitpunkt. Dies kann dazu führen, dass Familiengründung und berufliche Etablierungsphase zeitlich zusammenfallen – oder aber der Zeitpunkt für Partnersuche und Familiengründung „verpasst“ wird und in ungewollter Kinderlosigkeit mündet.

Auf die vielfältigen Veränderungen in privaten Lebensformen kann hier nicht näher eingegangen werden. Boomende Ratgeberliteratur zu „Beziehungsarbeit“, höhere Erwartungen an Eltern aufgrund des „PISA-Schocks“ oder die veränderten Wohn- und Sozialumwelten von Familien verweisen auf neue Anforderungen auch im privaten Bereich.

Neben diesen Veränderungen in den jeweiligen Lebensbereichen ist ein Wandel auch im *Verhältnis* von „Arbeit und Leben“ festzustellen. Wurde in der fordistischen Phase auf

<sup>14</sup> Vgl. exemplarisch Karin Gottschall/G. Günter Voß (Hrsg.), *Entgrenzung von Arbeit und Leben*, München–Mering 2005<sup>2</sup>; Nick Kratzer, *Arbeitskraft in Entgrenzung*, Berlin 2003; G. Günter Voß, *Die Entgrenzung von Arbeit und Arbeitskraft*, in: *Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung*, 31 (1989) 3, S. 473–487.

die strikte Trennung von Produktion und Reproduktion gesetzt, lassen sich heute neuartige *Vermischungen* identifizieren, wie exemplarisch noch einmal an den Dimensionen *Zeit* und *Raum* gezeigt werden kann:

Seit den 1980er Jahren zeichnet sich eine weitreichende *Flexibilisierung der Arbeitszeit* ab. Inzwischen sind mehr als die Hälfte der abhängig Beschäftigten in Deutschland nicht mehr im Rahmen des so genannten „Normalarbeitstages“ tätig, sondern müssen atypische Arbeitszeiten, etwa in Schicht-, Wochenend- oder Nacharbeit, akzeptieren. Doch nicht nur Lage und Dauer der Arbeitszeit werden zunehmend flexibler, sondern auch deren Verteilung: So führen etwa Arbeitszeitkonten dazu, dass Beschäftigte phasenweise sehr lange Arbeitszeiten hinnehmen müssen und dafür erst später (wenn überhaupt) einen Zeit- oder Geldausgleich erhalten. Acht Prozent der Beschäftigten hatten bereits 2003 keine Zeiterfassung mehr, sondern arbeiteten in der so genannten „Vertrauensarbeitszeit“, das heißt, sie regelten ihre Arbeitszeit individuell. Diesen und ähnlichen „neuen“ Modellen ist gemeinsam, dass sie potenziell eine erweiterte Zeitsouveränität und partielle Befreiung von den Nöten alltäglicher Synchronisation ermöglichen. Gleichwohl belegen Forschungsergebnisse, dass die Flexibilisierung überwiegend nach betrieblichen Belangen erfolgt. Die Berücksichtigung privater Zeitbedarfe findet sich meist nur dort, wo Betriebs- und Personalräte Obergrenzen der Arbeitszeit und Fristen zur Entnahme von Zeitguthaben regulieren konnten.<sup>15</sup>

In zeitlicher Hinsicht ergeben sich also vielfältige Anforderungen an die Betroffenen: In der Erwerbssphäre müssen Arbeitstempo, Pausen und das Zeit-Leistungs-Verhältnis individuell austariert werden; im Privatbereich kommt es zu Synchronisationsproblemen bei der Abstimmung von Sozial- und Familienzeiten. Sind die Arbeitszeiten einseitig an den Anforderungen des Marktes ausgerichtet und daher individuell kaum planbar, zieht dies private Konflikte nach sich. „Fremdbestimmte“ Flexibilisierung erweist sich inso-

<sup>15</sup> Vgl. als Überblick sowie zu empirischen Daten: Kerstin Jürgens, Die Ökonomisierung von Zeit im flexiblen Kapitalismus, in: WSI-Mitteilungen, (2007) 4, S. 167–173.

fern oft als weitere Belastungsquelle im Konfliktfeld „Arbeit-Leben“.<sup>16</sup>

Darüber hinaus setzt die nach wie vor angespannte Arbeitsmarktlage Berufstätige zunehmend unter Druck, auf Freizeit zu verzichten. Viele leisten freiwillig (unbezahlte) Mehrarbeit, bilden sich in ihrer Freizeit (auf eigene Kosten) weiter, nehmen lange Pendelzeiten oder Wochenendbeziehungen in Kauf. Nicht nur zeitlich, sondern auch *räumlich* ergeben sich damit erhebliche Anpassungserfordernisse, die das Verhältnis von „Arbeit und Leben“ verändern. Hinzu kommen Vermischungen der beiden Sphären, die durch neue Informations- und Kommunikationstechnologien forciert werden – etwa flexible Erwerbstätigkeit an unterschiedlichen Orten („Mobilarbeit“) oder am heimischen PC („Teleheimarbeit“).

## „Arbeit und Leben“ als Leistung der Person

Während die Auslagerung privater Belange aus der Erwerbssphäre über Jahrzehnte hinweg als zentrales Instrument der Effizienzsteigerung im Betrieb galt, wird diese Trennung nun tendenziell wieder aufgehoben. Die Sphäre der „Reproduktion“ als ein zeitlich und räumlich von der Sphäre der Arbeit getrennter Bereich, der den Menschen einen annähernd verlässlichen Rückzugsraum gegenüber den Anforderungen der Erwerbssphäre bot, droht in diesem Prozess seine bisherige Schutzfunktion zu verlieren. Die diagnostizierte „*Entgrenzung von Arbeit und Leben*“ bringt daher keineswegs nur neue Chancen für die Gestaltung eines „offeneren“ eigenen Lebens mit sich, sondern sie geht mit der Öffnung einer Grenze einher, die bislang den Bereich des Privaten schützte. Entgegen manchen Verlautbarungen kommen Entgrenzungen meist einseitig der Erwerbssphäre und damit wirtschaftlichen Anforderungen zugute, während Vorteile für das private Leben oder die Familie eher spärlich ausfallen bzw. sich auf bestimmte privilegierte Gruppen reduzieren. Die bisherige Hierarchie der Lebensbereiche spiegelt sich somit auch in den nun anzutreffenden neuen Überschneidungen wider: Es handelt sich nicht um „neutrale“

<sup>16</sup> *Anmerkung der Redaktion:* Siehe hierzu auch den Beitrag von Karlheinz A. Geißler in diesem Heft.

Vermischungen oder Wechselwirkungen, sondern es zeigt sich erneut (und sogar verstärkt) eine *Dominanz wirtschaftlicher Anforderungen* über die privaten Lebenserfordernisse und -zusammenhänge der Menschen. Die Veränderungen innerhalb der Erwerbssphäre strahlen massiv in den privaten Bereich aus und erfordern dort vielfältige Anpassungen. Die Unternehmen greifen in diesem Prozess in ganz neuer Qualität auch auf private Potenziale und persönliche Ressourcen der Beschäftigten zurück wie etwa auf die private Freizeit, den häuslichen Wohnraum, persönliche Netzwerke oder Unterstützungsleistungen von Partnern.

Die sich in der Gesellschaft mehr denn je durchsetzende Logik von Effizienzsteigerung und Ökonomisierung hält auf diese Weise auch in wachsendem Maße Einzug in die private Lebenssphäre. Zwar ist der Bereich der „Produktion“ nach wie vor auf reproduktive Leistungen angewiesen, doch büßt das „Private“ zusehends den Charakter einer eigenlogischen Sphäre ein, eines Handlungskontextes, der in vielfältiger Weise gegenüber den Erwerbsanforderungen abgegrenzt und durch den Wohlfahrtsstaat geschützt ist. *Privatheit* muss daher zunehmend *durch die Person und in der Person selbst konstituiert und gegen „fremde“ Einflüsse geschützt werden*. Die gesellschaftliche Arbeitsteilung von „Arbeit und Leben“ wird dadurch aber nicht aufgehoben und ermöglicht keineswegs (oder nur in seltenen Fällen) eine neue ganzheitliche und selbstbestimmte Lebensweise; sie wirkt im Gegenteil vielmehr auf paradoxe neue und verstärkte Weise strukturell als Handlungsbedingung fort: Sie öffnet sich für *Ein- und Übergriffe des Ökonomischen ins Private*, um in der Erwerbssphäre mehr Flexibilität zu ermöglichen, und verliert dabei ihre bisherige Schutzfunktion für das Private der Person. Die persönliche und gesellschaftliche Dominanz der erwerbsförmigen Arbeit über den „Rest des Lebens“ wird also nicht verringert, sondern erweitert. Das Verhältnis und die Vermittlung von „Arbeit und Leben“ sind in der Folge nicht mehr primär über eine stabile Differenzierung von deutlich von einander abgegrenzten Sphären der Gesellschaft wirksam, sondern sie wird zur komplexen Anforderung an *individuelles Handeln*, dessen Möglichkeiten aber nach wie vor begrenzt sind.

Die *Erosion* des Fordismus als Wirtschafts- und Politikmodell geht also mit der Erosion

des *fordistischen Modus der Vermittlung von „Arbeit und Leben“* einher. Die bisher strukturell vorgegebene Form des Verhältnisses der Bereiche wird dabei zu einer unausweichbaren *Leistung der einzelnen Person*. Dazu nur einige Beispiele:

– Entgrenzungen von „Arbeit und Leben“ erfordern eine zunehmend *systematische Organisation des gesamten alltäglichen Lebenszusammenhangs*. Stehen weder für Erwerbsarbeit noch für die Vereinbarkeit von „Arbeit und Leben“ orientierende Handlungsmuster und unterstützende institutionelle Rahmungen zur Verfügung, müssen Betroffene wesentlich stärker als bisher eigene Verfahren und Strukturen schaffen, die eine Bewältigung der komplexen Anforderungen aus beiden Bereichen (und deren Koordination) erlauben. Die alltägliche Lebensführung wird dadurch zu einer eigenen Form von Arbeit: zur *„Arbeit des Alltags“*. Fähigkeiten zum effizienten (und zugleich flexiblen) Management des Alltags werden entsprechend zu einer Ressource der Person, ohne die Erwerbstätigkeit wie auch privates Leben kaum mehr zu bewältigen sind.

– Ein wichtiges Handlungsfeld ist die *zeitliche Organisation von Erwerbstätigkeit und Privatleben* und deren Zusammenspiel. Die schon seit Jahren anhaltende Konjunktur von Zeitratgebern ist dafür ebenso Indiz wie der Siebte Familienbericht, der die Flexibilisierung von Arbeitszeit auch in ihren negativen Folgewirkungen für familiäre Lebenszusammenhänge reflektiert.<sup>17</sup> Die Deregulierung bisheriger kollektiver Arbeitszeiten erfordert nicht nur eine nun individuelle Gestaltung von Lage, Dauer, Verteilung und „Dichte“ der Arbeitszeit, sondern eine umfassende Kompetenz des *„Zeithandelns“*: In Alltag und Lebenslauf müssen Tätigkeiten in den Lebensbereichen und deren Vermittlung zeitlich so organisiert werden, dass trotz restriktiver struktureller Anforderungen Zeit für Für- und Selbstsorge bleibt – etwa für regenerative Bedürfnisse, soziale Einbindung oder ehrenamtliches Engagement.<sup>18</sup>

– Komplementär dazu erhöht sich die Notwendigkeit einer kompetenten *räumlichen Organisation des Alltags*. Die Anforderungen an die nahräumliche wie zunehmend aber auch an eine überregionale (und sogar globale) Beweglichkeit steigen massiv – nicht nur für „Global Players“. In immer mehr Berufen werden die Bereitschaft und Fähigkeit zur Mobilität, eine regelrecht *„mobile“ Lebensform*, zur Einstellungsvoraus-

<sup>17</sup> Vgl. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit, Siebter Familienbericht, Berlin 2006.

<sup>18</sup> Vgl. Karin Jurczyk/G. Günter Voß, Flexible Arbeitszeit – Entgrenzte Lebenszeit. Die Zeiten des Arbeitskraftunternehmers, in: Eckart Hildebrandt, Reflexive Lebensführung, Berlin 2000, S. 151–206.

setzung. Vereinbarkeit von „Arbeit und Leben“ bedeutet daher nicht mehr nur die Vereinbarkeit von getrennten Orten für Erwerbstätigkeit und Privates, sondern die Auswahl und Gestaltung mehrerer Arbeits- und Lebensorte und die Bewältigung der aufwändigen Mobilität zwischen diesen. Noch hat sich eine solche „Raumkompetenz“ nicht als ein neues Feld von Qualifikationen etabliert. Der Bedeutungsgewinn dieser Bereitschaft ist jedoch bereits heute mit Blick auf die Mobilitätsanforderungen in Stellenanzeigen oder die Verordnungen der Arbeitsagenturen absehbar.

– Als Folge der Entgrenzung der Lebenssphären wird auch die *soziale Gestaltung des Alltags* aufwändiger. Soziale Beziehungen sind immer weniger dauerhaft und zuverlässig, sondern werden zu einer individuell zu regelnden Anforderung. Sind es im Erwerbsleben Personalfuktuation oder steigender Leistungs- und Konkurrenzdruck, die den Aufbau von Kontakten konterkarieren, erweisen sich im Privaten räumliche Mobilität und flexible Arbeitszeit als Hindernisse der Vergemeinschaftung. Soziale Einbindung ist insofern voraussetzungs-voll: Sie entsteht weniger zufällig (über einen gemeinsamen Lebensort oder kollektive Freizeiten), sondern muss durch die Person selbst aufwändig hergestellt werden. Zwar ist die Vermischung privater und beruflicher Kontakte für viele Menschen durchaus wünschenswert, doch handelt es sich hierbei nicht mehr ausschließlich um Entscheidungen nach persönlicher Sympathie: Zahlreiche Unternehmen fordern die Bereitschaft zu strategischem beruflichen „Networking“ ein und bedienen sich sozialer Beziehungen und privater Unterstützungsleistungen als unbezahlt nutzbare Ressourcen der Person.

Der Wandel der Erwerbsarbeit hat das „alte“ Thema der Vereinbarkeit von Beruf und Familie überholt. Nach wie vor stellt sich *Fürsorge*, das heißt das Sorgen für Kinder, Kranke oder pflegebedürftige ältere Menschen als ein Problem dar, das in unserer Gesellschaft überwiegend individuell, in der privaten Sphäre zu lösen ist. Und es sind vor allem Frauen, die diese Arbeit leisten und die entsprechenden Belastungen sowie eine Schlechterstellung am Arbeitsmarkt in Kauf nehmen müssen. Soziale Ungleichheit generiert sich nach wie vor primär über die unterschiedliche Einbindung von Personen in die jeweiligen Arbeitsbereiche der Gesellschaft.

Zugleich rücken jedoch neue Polarisierungen ins Blickfeld, die alle Erwerbstätigen betreffen. Der Wandel von Erwerbsarbeit setzt – in Verbindung mit einem Rückbau sozialer Sicherungssysteme und einem Einflussverlust kollektiver Interessenvertretung – neue individuelle Kompetenzen voraus: allgemeine „Lebens-“ und „Selbst-Kompetenzen“. Wird „Re-Produktion“ weniger strukturell denn individuell abgesichert, müssen

Menschen nun selbst Grenzen gegenüber Anforderungen aus der Sphäre der Produktion setzen. Nur so können sie den Erhalt ihrer einmaligen Ressource „Arbeits- und Lebenskraft“<sup>19</sup> absichern: ihre physische und psychische Stabilität erhalten sowie ihre soziale Einbindung aktiv betreiben. Die „Fähigkeit zur Sorge um sich selbst“ (Foucault) wird dadurch zu einer neuen Dimension sozialer Ungleichheit.

## Fazit

Wechselwirkungen zwischen den Lebensbereichen trafen stets in der Person und ihrer Lebensführung aufeinander und waren immer individuell zu bewältigen; sie konnten jedoch im Rahmen strukturell fixierter Muster bearbeitet werden. Kollektive Freizeiten, der Raum des Privaten und Formen sozialer Einbindung, die sich nicht auf berufliche Kontakte reduzierten, boten Anknüpfungspunkte für die Durchsetzung und Verteidigung reproduktiver Interessen. Sowohl individuell als auch gesellschaftlich war diese Trennung – bei allen Restriktionen – hochgradig funktional.

Die strukturelle Trennung von „Arbeit und Leben“ wurde lange Zeit als eine für moderne Gesellschaften notwendige und irreversible Entwicklung angesehen. Auch im post-fordistischen Wandel bleibt sie als Strukturprinzip bestehen, doch wird die Gestaltung des Verhältnisses von „Arbeit und Leben“ zusehends zur *Leistung der Person*. Privatheit als Raum und Zeit der je eigenen geschützten Existenz entsteht zukünftig nur, wenn die Person diese selbst herstellt und in der Lage ist, sie gegen Übergriffe zu schützen. „Arbeit und Leben“ als eine *aktive individuelle Strukturierung des Lebens* ist insofern kein Ausdruck neuer Möglichkeiten zur Selbstentfaltung, sondern ein existenzielles Handeln, mit dem Menschen nicht nur ihre eigenen reproduktiven Ressourcen, sondern auch die Ressourcen von Gesellschaft insgesamt bewahren. Die Suche nach Lösungen dafür, wie gesellschaftliche Akteure diese Leistungen strukturell unterstützen können, ist eine zentrale politische Aufgabe der nächsten Jahre.

<sup>19</sup> Vgl. Kerstin Jürgens, *Arbeits- und Lebenskraft*. Reproduktion als eigensinnige Grenzziehung, Wiesbaden 2006.



# „Familie als Herstellungsleistung“ in Zeiten der Entgrenzung

Seit dem Siebten Familienbericht findet in Deutschland der Begriff von „Familie als Herstellungsleistung“ breiten Eingang in die Debatten um Familie.<sup>1</sup>

**Michaela Schier**

Dr. phil., geb. 1968;  
seit 2006 wissenschaftliche Mitarbeiterin der Abteilung Familie und Familienpolitik, Deutsches Jugendinstitut e. V., Nockherstr. 2, 81541 München.  
schier@dji.de

**Karin Jurczyk**

Dr. phil., geb. 1952;  
seit 2002 Leiterin der Abteilung Familie und Familienpolitik, Deutsches Jugendinstitut e. V., Nockherstr. 2, 81541 München.  
jurczyk@dji.de

Das familiäre Leistungen ins Rampenlicht rückten, ist zunächst den Umrechnungen von Zeitbudgetdaten in wirtschaftliche Bezugsgrößen zu verdanken. Sie zeigen, dass der Zeitaufwand für Leistungen im Privathaushalt deutlich über dem für Erwerbsarbeit liegt. Für die so genannte „unbezahlte Arbeit“ wurde im Jahr 2001 das 1,7-fache an Zeit im Vergleich zur Erwerbsarbeit aufgewandt. Die Umrechnung in Werte des Bruttosozialproduktes zeigt, dass die Wertschöpfung der privaten Haushalte 2001 in etwa derjenigen des Produzierenden Gewerbes (ohne Baugewerbe) sowie des Bereichs Handel, Gastgewerbe und Verkehr zusammen entspricht.<sup>2</sup>

<sup>1</sup> Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ)(Hrsg.), Siebter Familienbericht. Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit – Perspektiven für eine lebenslaufbezogene Familienpolitik, Berlin 2006.

<sup>2</sup> Vgl. Dieter Schäfer, Unbezahlte Arbeit und Haushaltsproduktion im Zeitvergleich, in: Statistisches Bundesamt (Hrsg.), Alltag in Deutschland. Analysen zur Zeitverwendung, Wiesbaden 2004, S. 247–273.

Der Begriff von Familie als Herstellungsleistung meint indes mehr. Er ist bislang eher Programm als bereits ausgearbeitetes Konzept, transportiert jedoch als solcher sowohl eine sozialhistorische als auch eine konzeptuelle Botschaft: Familie verändert sich aufgrund gesellschaftlichen Wandels von einer selbstverständlichen, quasi naturgegebenen Ressource zu einer zunehmend voraussetzungsvollen Aktivität von Frauen, Männern, Kindern, Jugendlichen und älteren Menschen, die in Familien leben bzw. leben wollen. Familie als Herstellungsleistung fokussiert zum einen auf die Prozesse, in denen im alltäglichen und biographischen Handeln Familie als gemeinschaftliches Ganzes permanent neu hergestellt wird („Doing Family“),<sup>3</sup> zum anderen auf die konkreten Praktiken und Gestaltungsleistungen der Familienmitglieder, um Familie im Alltag lebbar zu machen. Der Tätigkeits- oder Arbeitscharakter von Familie, der eigene Ressourcen bindet, wird damit – weit über die feministische Hausarbeitsdebatte hinausgehend<sup>4</sup> – sichtbar, ohne jedoch hierdurch die emotionale Bedeutung von Familie zu schmälern. Konzeptuell bedeutet die Rede von Familie als Herstellungsleistung eine stärkere Fokussierung des Handlungsparadigmas gegenüber dem institutionellen Paradigma.<sup>5</sup>

Diese Hinwendung zu einem interaktionstheoretischen Blick auf Familie – so unsere These – ist vor allem vor dem Hintergrund des Wandels vom fordistischen zum postfor-

<sup>3</sup> In Analogie zum sozialkonstruktivistischen Ansatz des „Doing Gender“ lässt sich die Herstellung von Familie als zusammengehörige Gruppe, ihre Selbstdefinition und Inszenierung als solche, als „Doing Family“ bezeichnen, das von praktischen und symbolischen Verschränkungsleistungen individueller Lebensführungen im Kontext von Familie getragen wird. Vgl. Regine Gildemeister, Doing Gender: Soziale Praktiken der Geschlechterunterscheidung, in: Ruth Becker/Beate Kortendiek (Hrsg.), Handbuch der Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie, Wiesbaden 2004, S. 132–141; vgl. auch Karin Jurczyk/Andreas Lange, Familie und die Vereinbarkeit von Arbeit und Leben. Neue Entwicklungen, alte Konzepte, in: Diskurs, 12 (2002) 3, S. 9–18.

<sup>4</sup> Vgl. Ilona Ostner, Beruf und Hausarbeit. Die Arbeit der Frau in unserer Gesellschaft, Frankfurt/M.–New York 1978.

<sup>5</sup> Vgl. Kerry Daly, Family Theory versus the Theories Families Live By, in: Journal of Marriage and Family, 65 (2003) 4, S. 771–784.

distischen Gesellschaftsmodell zu verstehen.<sup>16</sup> Denn Familien und ihre Akteure müssen in Zeiten der Entgrenzung neue und vielfältige Gestaltungsleistungen erbringen. Unter anderem sind die familialen Akteure gefordert, aktiv Gelegenheiten für das *Doing Family* zu schaffen und hierfür Praktiken neu zu entwickeln, denn die Bedingungen, unter denen Familie hergestellt werden muss und unter denen sie ihre Leistungen erbringt, haben sich grundlegend verändert.

## Familie als alltägliche Herstellungsleistung – eine Annäherung

Familie ist ein Netzwerk besonderer Art, das um verlässliche persönliche Fürsorgebeziehungen zentriert ist. Die Konnotation von Familie mit Ehe, traditionellen Geschlechterrollen sowie mit Zusammenleben in einem Haushalt ist hierfür nicht zwingend.<sup>17</sup> Multilokale familiäre Fürsorgebeziehungen umfassen Eltern und ihre minderjährigen Kinder, getrennte oder pendelnde Elternteile sowie auch erwachsene Kinder, ihre alten Eltern und weitere Verwandte. Familie als Lebens- und Lernzusammenhang ist – so verstanden – ein haushaltsübergreifendes Netzwerk emotionsbasierter, persönlicher Austauschbeziehungen, die umso mehr gestaltet werden müssen, je komplexer und dynamischer das Netz ist.

In Familien treffen mehrere individuelle Lebensführungen mit unterschiedlichen Strukturen, Bedürfnissen und Interessen aufeinander, die miteinander ausbalanciert werden müssen. Sie werden in permanenter Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Rahmenbedingungen zu einer – mehr oder weniger – gemeinsamen Lebensführung verschränkt, die Familie alltäglich und biografisch als spezifisches System konstituiert und nicht als eine Addition von Menschen. Dieses System ist fragil und wechselhaft, es basiert auf Interaktionsprozessen zwischen den familialen Akteuren, die sich zu Handlungsmustern verdichten, und kommt nicht ohne

<sup>16</sup> Anmerkung der Redaktion: Siehe hierzu auch den Beitrag von Kerstin Jürgens und G. Günter Voß in dieser Ausgabe.

<sup>17</sup> Vgl. Walter Bien/Jan Marbach (Hrsg.), Partnerschaft und Familiengründung – Ergebnisse der dritten Welle des Familien-Survey, Opladen 2003.

ein Minimum gemeinsamer Handlungen, Ressourcen, Emotionen und Deutungen aus.<sup>18</sup>

Die Charakteristika von Familie als System mit Eigenlogik und Eigensinn machen deutlich, wie sehr es von aktiven Gestaltungsleistungen abhängt, wie störanfällig ihr Gelingen im Alltag aber auch ist. Denn Gestaltungsleistungen werden nicht als monolithische Handlungen, sondern in Form von fein austarierten Interaktionsprozessen zwischen den Familienakteuren erbracht. Da Familie nicht auf lineare Zweckerfüllung zielt, sondern auf emotionale und oft körpergebundene Prozesse, deren besondere Qualität und Sinnsetzung gerade darin besteht, nicht rational kalkuliert zu sein, sondern zu „geschehen“, erfolgt das *Doing Family* nicht unbedingt immer zielgerichtet, intentional und geplant, sondern häufig beiläufig. Dabei sind Prozesse der Herstellung von Familie oft „vermisches Tun“,<sup>19</sup> indem beispielsweise Trösten und Zuhören während der Essenszubereitung stattfinden.

Wichtige Bedingung für Interaktionsprozesse ist die physische Anwesenheit der Interaktionspartner, die räumliche Kopräsenz. Denn um Familie als Gemeinsamkeit zu leben und nicht als bloßes Nebeneinander von Individuen, die sich nur die Klinke in die Hand geben, braucht es Gelegenheiten. Bedingung für Familie sind räumlich kopräzente Zeiten und Zeit für Familie, qualitativ gefüllt mit Kapazitäten für Aufmerksamkeit und Gefühlen. Um Fürsorgeleistungen zu erbringen und soziales Leben in Familien überhaupt zustande kommen zu lassen, benötigt Familie deshalb ein Minimum planbarer, stabiler und verlässlicher Rahmenbedingungen. Ebenso müssen diese aber flexibel genug sein, um auf die im Alltag und im Lebenslauf

<sup>18</sup> Vgl. Maria Rerrich, Gemeinsame Lebensführung: Wie Berufstätige einen Alltag mit ihren Familien herstellen, in: Karin Jurczyk/Maria Rerrich (Hrsg.), Die Arbeit des Alltags. Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung, Freiburg 1993, S. 310–333; Kerstin Jürgens, Familiäre Lebensführung, in: Günter Voß/Margit Wehrich (Hrsg.), Tagaus tagein. Neue Beiträge zur Soziologie alltäglicher Lebensführung, München – Mering 2001, S. 33–60.

<sup>19</sup> Vgl. Ilona Ostner/Barbara Pieper, Problemstruktur Familie – oder: Über die Schwierigkeit, in und mit Familie zu leben, in: dies. (Hrsg.), Arbeitsbereich Familie, Frankfurt/M.–New York 1980, S. 96–170.

wechselnden Bedürfnisse von Familien reagieren zu können.<sup>I<sup>10</sup></sup>

Die Entgrenzung von Erwerbsarbeit und Familie ändert jedoch die Konstellationen, unter denen Fürsorge bislang erbracht und Familie hergestellt wurde. Hierauf gehen wir im Folgenden näher ein.

## Der Wandel vom fordistischen zum postfordistischen Gesellschaftsmodell

Im Verlauf der Industrialisierung – mit einem besonderen Schub nach 1945 – festigte sich in Deutschland ein Gesellschaftsmodell mit einem stabilen, arbeitsteiligen Verhältnis zwischen Familie und Erwerbsarbeit. Diese bildeten zwei voneinander relativ streng getrennte Sphären, die ideologisch fest verankert und mit klaren geschlechtsspezifischen Zuweisungen verbunden waren. Traditionelle Geschlechterverhältnisse waren zentraler, inhärenter Bestandteil der Arbeitsteilung zwischen Beruf und Familie, ungeachtet eines stets vorhandenen Anteils erwerbstätiger Mütter. Die Ernährerrolle des Mannes blieb unhinterfragt, Eltern waren meist verheiratet und lebten mit ihren Kindern in einem gemeinsamen Haushalt zusammen.

Erwerbsarbeit fand zum größten Teil in dafür eigens bestimmten Räumen statt. So genannte Normalarbeitsverhältnisse, sozialrechtlich abgesicherte Vollzeiterwerbsarbeit mit stabilen, geregelten Arbeitszeiten dominierten. Seinen Beruf ergriff man(n) damals meist für das gesamte Leben.

Inzwischen hat sich dieses Bild grundlegend verändert. Seit den späten 1960er Jahren ist ein gesellschaftlicher und ökonomischer Wandel zu erkennen, der als ein Durchlässigwerden der Grenzen zwischen Arbeit und Leben, Privatem und Öffentlichem, Arbeitszeit und Freizeit beschrieben werden kann.<sup>I<sup>11</sup></sup> Dabei verändern sich nicht nur die Erwerbswelt, sondern auch die Familie selber und –

<sup>I<sup>10</sup></sup> Vgl. BMFSFJ (Anm. 1)

<sup>I<sup>11</sup></sup> Vgl. Karin Jurczyk/Mechthild Oechsle (Hrsg.), *Das Private neu denken. Erosionen, Ambivalenzen, Leistungen*, Münster 2007, i. E.; Karin Gottschall/Günter Voß (Hrsg.), *Entgrenzung von Arbeit und Leben. Zum Wandel der Beziehung von Erwerbstätigkeit und Privatsphäre im Alltag*, München – Mering 2003.

stets verschränkt mit beiden Sphären – die Geschlechterverhältnisse.

**Entgrenzte Erwerbsarbeit:** Das so genannte Normalarbeitsverhältnis hat in den vergangenen Jahrzehnten zugunsten atypischer Beschäftigungsformen an Bedeutung verloren. Im Jahr 2005 umfassten atypische Beschäftigungsformen rund ein Drittel aller abhängig Beschäftigten, bei Frauen lag der Anteil sogar bei 54 Prozent.<sup>I<sup>12</sup></sup> Neben der *Pluralisierung der Beschäftigungsformen polarisieren sich die Arbeitszeiten*: Einerseits arbeiten Hochqualifizierte und Führungskräfte immer länger, regelmäßige Wochenarbeitszeiten zwischen 55 und 70 Stunden sind nichts Außergewöhnliches. Andererseits wachsen vor allem in Dienstleistungsbranchen gerade die Teilzeit- und Minijobs, während Vollzeitjobs abgebaut werden. Erwerbsarbeit ist in den letzten Jahrzehnten darüber hinaus *zeitlich flexibler und unregelmäßiger* geworden. Das gilt für die Arbeitszeit im Tages- und Wochenverlauf wie für die lebenszeitliche Verteilung von Arbeit durch diskontinuierlichere Erwerbsbiographien. Der allgemeine Trend zur Ausweitung von Schicht-, Nacht- und Wochenendarbeit sowie zur Vertrauensarbeitszeit ist dabei mit höheren gesundheitlichen Belastungen verbunden.<sup>I<sup>13</sup></sup>

Der verstärkte Einsatz neuer Informations- und Kommunikationstechnologien forciert die *Flexibilisierung des Arbeitsortes*. Räumliche Entgrenzungen von Arbeit finden vor allem in Formen neuer Heimarbeit (z. B. Teleheimarbeit) oder intensiverer Außendienstarbeit (z. B. bei Beratertätigkeiten) statt. Studien zu Mobilität und Familie verweisen auf die neue Bedeutung von Umzugs- und Pendelmobilität. Etwa jeder sechste Erwerbstätige ist inzwischen in Deutschland aus beruflichen Gründen mobil.<sup>I<sup>14</sup></sup>

Erwerbsarbeit wird intensiver und subjektiver zugleich: *Intensivierung* meint, dass, um Arbeitsleistung zu erbringen, eine stärkere Mobilisierung mentaler, emotionaler und körperlicher Ressourcen notwendig wird. *Subjektivierung* heißt, dass Betriebe verstärkt die persönlichen Potenziale der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen über die engere Fachqualifikation hinaus als Quelle der wirtschaftlichen Produktivität nutzen.<sup>I<sup>15</sup></sup>

<sup>I<sup>12</sup></sup> Vgl. Berndt Keller/Hartmut Seifert, *Atypische Beschäftigungsverhältnisse. Flexibilität, soziale Sicherheit und Prekarität*, in: dies. (Hrsg.), *Atypische Beschäftigung – Flexibilisierung und soziale Risiken*, Düsseldorf 2007, S. 11–25.

<sup>I<sup>13</sup></sup> Vgl. Hartmut Seifert, *Arbeitszeit – Entwicklungen und Konflikte*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ)*, (2007) 4–5, S. 17–24.

<sup>I<sup>14</sup></sup> Vgl. Norbert Schneider, *Berufliche Mobilität, Familie und Wohlbefinden*, in: *Arbeit! – Newsletter Deutscher Studienpreis*, (2007) 42.

<sup>I<sup>15</sup></sup> Vgl. Manfred Moldaschl/Günter Voß, *Subjektivierung von Arbeit*, München–Mering 2003.

Subjektivierung kann dabei an das vermehrte Interesse vieler Beschäftigter anschließen, Lebenssinn und Identität auch in der Arbeitswelt zu entfalten. Insgesamt kann von einem umfassenderen Zugriff auf die Beschäftigten gesprochen werden.

**Veränderte Bedingungen des Familienalltags:** Ausgehend vom Konstrukt der Normalfamilie zeigen sich auch im Bereich Familie grundlegende Veränderungen hinsichtlich Form, zeitlicher und räumlicher Struktur, Eingebundenheit in gesellschaftliche Teilsysteme sowie der innerfamiliären Geschlechter- und Generationenverhältnisse. In Anlehnung an das Konzept der Entgrenzung von Arbeit sprechen wir von einer *Entgrenzung von Familie*.

Die *Haushalts- und Familienformen* sind heute durch eine große *Vielfalt und Dynamik* geprägt. Immer weniger Menschen leben dauerhaft in einer klassischen „Normalfamilie“, als Ehepaar mit leiblichen Kindern. Von 1996 bis 2004 nahm der Anteil anderer Familienformen – wie Alleinerziehende, nichteheliche und gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften mit Kindern – in Westdeutschland um 4 Prozent, in Ostdeutschland sogar um 9 Prozent zu. Damit waren im Jahr 2004 im früheren Bundesgebiet 77 Prozent, in den neuen Ländern jedoch nur noch 63 Prozent der Familien Ehepaare mit Kindern. Der Anteil Alleinerziehender sowie der Anteil nichtehelicher Lebensgemeinschaften mit Kindern lag hingegen in Westdeutschland bei 18 Prozent bzw. 5 Prozent, in Ostdeutschland sogar bei 25 Prozent bzw. 12 Prozent.<sup>16</sup> Die Daten des Mikrozensus blenden hierbei aus, dass es nach Trennungen und Scheidungen häufig zu neuen Familienkonstellationen kommt, indem durch neue Partnerschaften zu den leiblichen Elternteilen mindestens ein sozialer Elternteil hinzutritt.<sup>17</sup> Im Anschluss an eine Trennung der Eltern spielt sich das Familienleben oft in verschiedenen Haushalten ab. Immer mehr Erwachsene und Kinder machen im Verlauf ihres Lebens Erfahrungen in verschiedenen Formen familiärer Organisation und erleben dabei mehrfach Wechsel zwischen Settings. Je nach familiärer Situation sind Familien deshalb mit heterogenen Anforderungen bei der Alltagsgestaltung sowie der Verknüpfung von Erwerbsarbeit und Familienleben konfrontiert.

Im Hinblick auf die Entgrenzung von innerfamiliären Geschlechterverhältnissen hat die in den letzten

<sup>16</sup> Vgl. Statistisches Bundesamt (Hrsg.), *Leben und Arbeiten in Deutschland, Sonderheft 1: Familien und Lebensformen*. Ergebnisse des Mikrozensus 1996–2004, Wiesbaden 2006.

<sup>17</sup> Vgl. Walter Bien/Angela Hartl/Markus Teubner (Hrsg.), *Stieffamilien in Deutschland. Eltern und Kinder zwischen Normalität und Konflikt*, Opladen 2002.

Jahrzehnten zumindest in Westdeutschland *steigende Erwerbsbeteiligung von Müttern* besondere Bedeutung. 2005 waren 56 Prozent der westdeutschen und 61 Prozent der ostdeutschen Mütter erwerbstätig, allerdings ist die Vollzeitquote ostdeutscher Mütter immer noch mehr als doppelt so hoch wie die der westdeutschen Mütter.<sup>18</sup> Während die Geburt von Kindern die Erwerbsbeteiligung von Frauen vor allem in Westdeutschland deutlich beeinflusst, verändern Väter den Modus ihrer Erwerbsbeteiligung kaum. Die allgemeine Motivation von Vätern, sich intensiver um die Kinder zu kümmern, steigt jedoch an.<sup>19</sup> Es bleibt abzuwarten, ob sich die aktuell von 3,5 auf 7 Prozent verdoppelte *Teilhabe von Vätern an Elternzeit* weiter verstärkt.<sup>20</sup>

Zudem werden Familien aufgrund von Veränderungen im Geschlechterverhältnis und im Generationenverhältnis immer stärker zu Orten der Aushandlung von unterschiedlichen Motivlagen und Bedürfnissen. Unter anderem finden aufgrund der höheren Erwerbsbeteiligung von Frauen und der Orientierung an neuen Geschlechterbildern verstärkt Aushandlungen zwischen Männern und Frauen hinsichtlich der Arbeitsteilung in Familien statt. Der Datenreport 2006 zeigt, dass im Verlauf der letzten zwei Jahrzehnte die Zustimmung zur traditionellen Arbeitsteilung stark zurückgegangen ist, wenngleich auch hier Unterschiede zwischen Ost und West, den Geschlechtern sowie Alterskohorten bestehen bleiben.<sup>21</sup>

Wachsende gesellschaftliche Ansprüche an die Eltern – vor allem an die Mütter, z. B. bezüglich der Bildungsleistungen für Kinder – sowie umgekehrt auch die Erwartungen und Ansprüche der Eltern selbst an eine gute Erziehung erhöhen die Anforderungen in den Familien zusätzlich.

**Verschiebungen im Verhältnis von „Arbeit und Leben“:** In ihrem Zusammenwirken füh-

<sup>18</sup> Vgl. Statistisches Bundesamt (Hrsg.), *Leben und Arbeiten in Deutschland, Sonderheft 2: Vereinbarkeit von Familie und Beruf*. Ergebnisse des Mikrozensus 2005, Wiesbaden 2006.

<sup>19</sup> Vgl. Michael Matzner, *Vaterschaft aus der Sicht von Vätern*, Wiesbaden 2004.

<sup>20</sup> Vgl. Pressemitteilung des Statistischen Bundesamtes vom 16. 5. 2007.

<sup>21</sup> Vgl. Statistisches Bundesamt (Hrsg.), *Datenreport 2006*, Bonn 2006.

ren die angesprochenen Entwicklungen zu einem komplexen und anforderungsreichen Familienalltag. Denn die Subsysteme Familie und Erwerb wandeln sich nicht nur intern, sondern es verschieben sich dadurch auch ihre Verhältnisse zueinander. Dieser komplexe Prozess ist im Vergleich zu der Untersuchung moderner alltäglicher Lebensführungen<sup>122</sup> sowie der Subjektivierung von Arbeit<sup>123</sup> noch weitgehend unbestimmt.

## Neue Gestaltungsleistungen und Anforderungen der Herstellung von Familie

Am Beispiel raum-zeitlicher Entgrenzungsprozesse wird konkretisiert, welche neuen Leistungen familiäre Akteure zur Herstellung von Familie alltäglich erbringen müssen.<sup>124</sup> Auf den ersten Blick erscheint in der folgenden Darstellung die Entgrenzung von Arbeit dominant. Denn Prozesse der Entgrenzung von Familie sind subtiler und damit weniger offensichtlich. Die Entgrenzung von Familie – in den Dimensionen Geschlecht, Zeit, Raum oder der strukturell-morphologischen Dimension – liegt zudem häufig quer zu Prozessen der Entgrenzung von Arbeit. So verknüpfen sich in den einzelnen Familien Prozesse der Entgrenzung von Familie mit denen des Erwerbsbereichs über die Erwerbskonstellationen der Familienmitglieder und die spezifischen Familienkonstellationen auf ganz bestimmte Art und Weise. Damit bilden sich – blicken wir auf den Alltag einzelner Familien – sehr komplexe, jeweils spezifische familiäre „Gemengelagen“ der doppelten Entgrenzung.

Wenn feste und vor allem verlässliche Zeitgrenzen des Arbeitstages und der Arbeitswoche fehlen, ergibt sich die Notwendigkeit, aktiv

<sup>122</sup> Vgl. Projektgruppe Alltägliche Lebensführung (Hrsg.), Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung, Opladen 1995.

<sup>123</sup> Vgl. M. Moldaschl/G. Voß (Anm. 15).

<sup>124</sup> Die folgenden Überlegungen basieren auf theoretischen Diskussionen innerhalb der Abteilung Familie und Familienpolitik des Deutschen Jugendinstitutes, eigenen empirischen Vorarbeiten sowie den empirischen Arbeiten des derzeit laufenden Projekts „Entgrenzte Arbeit – entgrenzte Familie. Neue Formen der praktischen Auseinandersetzung mit dem Spannungsfeld Arbeit und Familie“, das das Deutsche Jugendinstitut in Kooperation mit der TU Chemnitz durchführt (siehe: [www.dji.de/5\\_entgrenzung](http://www.dji.de/5_entgrenzung)).

eigene Zeitordnungen zu entwickeln und zu etablieren. Die Möglichkeit, Erwerbsarbeit durch neue Informationstechnologien unabhängig vom Arbeitsort auszuführen sowie die Hinwendung zu ergebnisorientierten Kriterien bei der Beurteilung von Arbeitsleistungen machen es erforderlich, die Lebensbereiche Erwerbsarbeit, Familie, Freizeit verstärkt selbst zu gewichten. Den „überschwappenden“ Ansprüchen der Erwerbsarbeit müssen somit nicht nur *aktiv zeitliche, sondern auch räumliche Grenzen* gesetzt werden. Dieses „boundary management“ kann jedoch auch durch explizite Praktiken der raumzeitlichen Vermischung von Lebensbereichen bewältigt werden. Damit stellt sich aber beständig die Frage, welche Tätigkeiten wann Vorrang haben, an welchem Ort sie ausgeführt werden können und wann und wo es in Ordnung ist, Tätigkeiten zu vermischen: Soll beispielsweise im Familienurlaub am Laptop gearbeitet werden oder das Kind seine Hausaufgaben beim Vater im Büro erledigen? Der Feierabend, das Wochenende, ja der Urlaub als Zeit für Kinder (und für die Eltern als Paar), müssen somit gegen die wechselhaften und überbordenden Ansprüche des Berufs verteidigt werden. Während diese Entwicklungen durchaus von manchen als Chancen zu einer erhöhten Zeit-Raumsouveränität – auch für die Familie – positiv bewertet werden, erscheinen sie für andere als schwierige An- und oftmals Überforderung. Denn um die eigene zeitliche und räumliche Verfügbarkeit für die Erwerbsarbeit aktiv einschränken zu können bzw. gute Praktiken der Vermischung zu etablieren, braucht es persönliche Fähigkeiten und Ressourcen, u. a. ein gefestigtes Selbstkonzept.

Die zunehmende Flexibilisierung, Atypik und Entrhythmisierung von Arbeitszeiten in Verbindung mit der vielfältigen Eingebundenheit aller Familienmitglieder auch in andere gesellschaftliche Institutionen mit je eigenen zeitlichen und räumlichen Logiken – wie Freundschaftsnetzwerke, Schulen, Behörden, Freizeitinstitutionen, Verkehrssysteme und andere mehr – machen die *Koordination der unterschiedlichen Raumzeitpfade sowie die Synchronisierung von freien Zeiten der Familienmitglieder* zu anspruchsvollen Gestaltungsleistungen. Die Wochenenden, insbesondere die Samstage, verlieren zudem als verlässliche Familienzeit ihre Bedeutung, sie werden für immer mehr Erwerbstätige zu normalen Arbeitstagen. Inzwischen geht der

Trend eindeutig in Richtung Sonntagsfamilie. Die Nutzung von arbeitsfreien Tagen unter der Woche als Familienzeit stößt aufgrund der Eingebundenheit der anderen Familienmitglieder in andere Zeit-Raum-Ordnungen an Grenzen. Gemeinsame Zeit muss deshalb heutzutage oft erst gefunden, ja geplant werden. Die spezifische Zeitlogik familialer Fürsorgearbeit verträgt sich jedoch nur bedingt mit vorab eingeplanten Zeitquanten.

Sind der eigene Arbeitseinsatz, der Dienstschluss oder freie Tage nur schwer voraussehbar und Veränderungen des Dienstplans üblich, so erfordert dies eine *hohe Flexibilität und Spontaneität aller Familienmitglieder* bei der Gestaltung und Organisation ihres Alltags. Die Planung von gemeinsamen Aktivitäten, das gemeinsame Abendessen oder das Vorlesen der Gute-Nacht-Geschichte steht häufig unter der Prämisse „falls nichts dazwischenkommt“.

Raum-zeitliche Entgrenzungsprozesse des Erwerbsbereichs bedingen, dass *Familie heute zunehmend in den Zeitlücken der Erwerbsarbeit gelebt werden muss*. Allerdings haben die Zeitlücken und damit die familialen Zeitnöte je nach Berufsfeld und Art des Beschäftigungsverhältnisses verschiedene Gesichter und bieten unterschiedliche Möglichkeiten für die familiale Lebensführung. Von *Zeitknappheit aufgrund langer Arbeitszeiten* sind in Deutschland vor allem Paarhaushalte betroffen, in denen beide Eltern vollzeiterwerbstätig sind. Besonders lange Arbeitszeiten von insgesamt bis zu 80 bis 90 Wochenstunden haben zum Beispiel Eltern in Führungspositionen.<sup>125</sup>

Ganz andere Zeitnöte entstehen jedoch aufgrund der zunehmenden Flexibilisierung von Arbeitszeiten, z. B. bei Teilzeitarbeit, die in Lage und Dauer stark variiert, wie es im Einzelhandel üblich ist. Die Beschäftigten haben wenig Einfluss auf ihre Arbeitszeipläne, ihre Arbeitseinsätze sind häufig sehr kurzfristig, ohne feste Rhythmen und sind damit wenig planbar. Die Arbeitszeiten unterscheiden sich manchmal von Tag zu Tag. Dies führt zu einer *Zerstückelung des familialen Alltags*. Familienleben muss oft gleichsam

„auf Knopfdruck“ stattfinden, wenn gerade Zeit dafür ist. Die häufig spontan entstehende freie Zeit kann jedoch nicht immer für eigene oder familiale Belange genutzt werden, Synchronisationsprobleme der Zeiten und Bedürfnisse in Familien sind keine Seltenheit.

Eine dritte Form von Zeitlücken ergibt sich bei projektförmig organisierter Arbeit, wie sie zum Beispiel für Filmschaffende üblich ist, die für die Dauer einer Filmproduktion befristet beschäftigt sind. Aufgrund des permanenten Wechsels von Phasen der starken Eingebundenheit in Arbeit, in denen keine oder kaum Zeit für Familie bleibt, mit längeren Phasen, in denen nicht gearbeitet wird, findet hier *Familienleben in Phasen* statt. Durch besonders intensives Leben von Familie in den arbeitsfreien Phasen wird hier häufig versucht, die vorangegangenen „familialen Durststrecken“ zu kompensieren. Die Wochen und Monate dauernden Nichtarbeitsphasen werden insbesondere von Vätern als positiv erlebt, weil sie ihnen ermöglichen, Zeit mit ihrer Familie zu verbringen, die sie in einem Normalarbeitsverhältnis nicht hätten. Allerdings birgt das Aufschieben von Familie auch Enttäuschungspotenzial, denn Familienleben lässt sich nicht uneingeschränkt nachholen.

Zeitprobleme in Familien verschärfen sich, wenn beide Elternteile entgrenzt erwerbstätig sind. Betrachtet man Erwerbskonstellationen von Eltern, so findet sich ein typisches Arrangement, bei dem ein hoch entgrenzt arbeitender Partner einen mit plan- und gestaltbareren Arbeitszeiten und räumlichen Bedingungen an seiner Seite hat. In einer solchen Mischung von Stabilität und Flexibilität scheint eine funktionierende Balance möglich zu sein, ansonsten nimmt der alltägliche Abstimmungs- und Organisationsbedarf subjektiv zuviel Zeit und Energie in Anspruch,<sup>126</sup> oder der familiale Alltag lässt sich nicht mehr ohne die Hilfe weiterer Personen organisieren.

Besondere zeiträumliche Anforderungen an die Herstellung von Familie ergeben sich auch in Nachtrennungsfamilien. Die familial bedingte Multilokalität führt für getrennt lebende Elternteile und ihre Kinder zu einer

<sup>125</sup> Vgl. BMFSFJ (Anm. 1), S. 224; *Anmerkung der Redaktion*: Siehe auch den Beitrag von Ruth Stock-Homburg und Eva-Maria Bauer in diesem Heft.

<sup>126</sup> Vgl. Luise Behringer/Karin Jurczyk, Umgang mit Offenheit. Methoden und Orientierungen in der Lebensführung von JournalistInnen, in: Projektgruppe Alltägliche Lebensführung (Anm. 22), S. 71–120.

Verknappung der vorher selbstverständlich gemeinsam verbrachten Zeit. Mit der Neuordnung der familialen Beziehungen nach einer Trennung müssen Eltern und Kinder auch neue raumzeitliche Praktiken zur Aufrechterhaltung von Familie unter nun dauerhaft multilokalen Bedingungen etablieren.

Ebenso haben die steigenden Anforderungen an die räumliche Mobilität von Erwerbstätigen zur Folge, dass Familienleben aufgrund der häufigen Abwesenheiten von Familienmitgliedern zunehmend multilokal und „virtuell“ stattfindet. Zeitlich begrenzte Abwesenheiten von Familienmitgliedern bergen zwar auch positive Aspekte für die Gestaltung von Familie. Im Unterschied zur Herstellung von Familie im Rahmen von face-to-face Kontakten und räumlicher Kopräsenz der Eltern und Kinder müssen aber unter multilokalen Bedingungen spezifische Praktiken entwickelt werden, die Sorgeleistungen, Erziehung und die Herstellung von sozialen Beziehungen über die räumliche Entfernung möglich machen. Die Entwicklungen im Bereich des Telekommunikationswesens sind hierbei von großer Bedeutung, denn Internet, E-Mail und Mobiltelefone ermöglichen es, Beziehungen zu Familienangehörigen auch über große Entfernung hinweg intensiver zu gestalten.<sup>127</sup> Müttern und Vätern ist es auf diese Weise möglich, auch über große Distanzen und längere Zeiträume der Trennung emotionale Bezugspersonen für ihre Kinder und als Paar in engem Kontakt mit ihrer Partnerin bzw. ihrem Partner zu bleiben. Allerdings hat das direkte und unmittelbare Miteinander der Familienmitglieder eine besondere Qualität, die durch virtuelle Formen der Interaktion nur begrenzt ersetzt werden kann. So hilfreich Handys und E-Mails sein mögen – auf Dauer ist die ausschließlich über technologische Hilfsmittel kommunizierende Familie nicht lebensfähig, weil die Beziehungen verarmen – ganz abgesehen davon, dass Fürsorgearbeit in der Regel körperliche Anwesenheit erfordert. Unsere empirischen Beobachtungen legen zudem nahe, dass es zeitliche Limits dafür gibt, bis zu welcher Dauer die Abwesenheit eines Familienmitglieds positiv genutzt werden kann, sowie dafür, wie viel Anwesenheit es als Kompensation für die Abwesenheiten braucht. Ge-

fühle der Entfremdung und Schwierigkeiten des Zurückfindens in die Familie nach Phasen der räumlichen Trennung sind nur einige der Probleme, die sich aufgrund von „subjektiv“ zu langen Abwesenheiten von der Familie ergeben.<sup>128</sup>

Die angesprochenen raum-zeitlichen Entgrenzungsprozesse in der Familie und dem Erwerbsbereich führen in ihrer Gesamtheit dazu, dass Zeiten der räumlichen Kopräsenz der Familienmitglieder in immer weniger Familien verlässlich und in regelmäßigen Rhythmen gegeben sind. Doch nicht nur die Quantität der räumlich kopräsenten Zeiten in Familien verändert sich, sondern auch ihre Qualität – wobei sich sowohl negative als positive Wirkungen erkennen lassen. Die Herstellung von Zeiten in räumlicher Kopräsenz, die „sinnvolle“ Nutzung von knapper und häufig sehr spontan entstehender gemeinsamer Zeit sowie die Entwicklung von Praktiken zur Aufrechterhaltung von Familie trotz räumlicher Trennung sind anspruchsvolle Gestaltungsaufgaben, die Familien heute zu bewältigen haben. Regelmäßige Familientelefonkonferenzen, das Nachreisen an den Arbeitsort eines Familienmitglieds oder mobiles Familienwohnen sind Beispiele für neue Praktiken im Umgang mit den beruflichen Anforderungen, mobil zu sein. In Familien sind Reflexionsprozesse darüber zu erkennen, wie die verbleibende knappe gemeinsame Zeit als Familie am besten gestaltet werden kann. Die wenige Familienzeit wird möglichst qualitativ hochwertig sowie sehr gezielt genutzt. Knappe Familienzeit führt so zu einer reflektierteren und planenderen Gestaltung des gemeinsamen Alltags und geht durchaus manchmal mit einem subjektiv intensiveren Erleben von Elternschaft einher.

Daneben ist jedoch *eine paradoxe Entwicklung* zu erkennen: Eltern suchen sehr bewusst im familialen Alltag nach Gelegenheiten für beiläufige Interaktionen bzw. sie versuchen, solche aktiv zu schaffen. Sie tun das durch die Initiierung von gemeinsamen Freizeitaktivitäten, die Umdeutung von Fahrten oder Begleittagen zu Terminen der Kinder als wertvolle Zeit des Austauschs sowie die Ritualisierung von bestimmten Aktivitäten und Zeitpunkten, wie z. B. das Sonntagsfrühstück, das Morgenkuscheln oder das gemeinsame Abendessen.

<sup>127</sup> Vgl. Raelene Wilding, ‚Virtual‘ Intimacies? Families Communicating Across Transnational Contexts, in: Global Networks, 6 (2006) 2, S. 125–142.

<sup>128</sup> Vgl. N. Schneider (Anm. 14).

## Entgrenzung von Arbeit und Leben **APuZ** 34/2007

*Kerstin Jürgens · G. Günter Voß*

### 3-9 **Gesellschaftliche Arbeitsteilung als Leistung der Person**

Im Zuge des Wandels gesellschaftlicher Arbeitsteilung wird Privatheit zur Aufgabe der Person: Erodieren kollektive Muster und Schutzräume für reproduktive Bedürfnisse, sind es die einzelnen Menschen selbst, die Privatheit definieren und gegenüber externen Ein- und Übergriffen abgrenzen müssen.

*Michaela Schier · Karin Jurczyk*

### 10-17 **„Familie als Herstellungsleistung“ in Zeiten der Entgrenzung**

Der Begriff „Familie als Herstellungsleistung“ zielt sowohl auf die Prozesse, in denen Familie als gemeinschaftliches Ganzes permanent neu hergestellt wird („Doing Family“), als auch auf die vielfältigen Praktiken und Gestaltungsleistungen der Familienmitglieder, um Familie im Alltag lebbar zu machen.

*Christina Klenner*

### 17-25 **Familienfreundliche Betriebe – Anspruch und Wirklichkeit**

Oft wird unter einem familienfreundlichen Betrieb verstanden, dass Zuschüsse gezahlt werden oder ein betrieblicher Kindergarten angeboten wird. Wichtiger sind in den Augen der betroffenen Eltern aber familiengerechte Arbeitszeiten, ein familienfreundliches Betriebsklima und die Gestaltung der Elternzeit.

*Ruth Stock-Homburg · Eva-Maria Bauer*

### 25-32 **Work-Life-Balance im Topmanagement**

Die mangelnde Balance zwischen Beruf und Privatleben ist auch für Manager ein aktuelles Thema. Eine Studie der Technischen Universität Darmstadt beschäftigt sich mit den Risiken einer mangelnden Work-Life-Balance und zeigt auf, wie Manager diese bewältigen können.

*Karlheinz A. Geißler*

### 33-38 **Der Angriff auf Raum und Zeit**

Zunehmende Vermarktlichung und wachsende Globalisierung gehen mit Beschleunigung einher. Diese ist in erster Linie eine Folge der Zeitverdichtung, die durch die Parallelisierung von Abläufen und Prozessen in Gang gesetzt wird. Das ändert unseren gewohnten Umgang mit Raum und Zeit gravierend.